



Es war ein Besuch von historischer Bedeutung: Im September 1876 reiste der Kaiser nach Leipzig, um die Parade eines sächsischen Heeresverbands abzunehmen. Das Militär wurde zur Schule der Nation.

„GEFÜHL DER EINTRACHT“

Von Ralf Beste

PARADEMARSCH

Auf der Berliner Frühjahrsparade 1902 präsentierte sich Kaiser Wilhelm II. inmitten seiner Garde – wie immer hoch zu Ross.

Die Musterung der Sachsentruppe Anfang September 1876 durch Kaiser Wilhelm I. sei eine „Bürgschaft für das Wohl des Vaterlandes“, jubelte der offizöse Berliner „Provinzial-Correspondent“. Sie bezeuge, „dass die nationale Rüstung sich immer dichter und undurchdringlicher an den deutschen Reichskörper anschließt“ und das „Gefühl der Eintracht zu einer Festigkeit erstarkt, welche gegen alle Anfechtungen äußerer und innerer Feinde ein sicheres Bollwerk bildet“.

Auch der Korrespondent der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ war beeindruckt. In den preußischen Provinzen werde dem Monarchen lediglich die „Erneuerung althergebrachter Anhänglichkeit entgegengebracht“. In Sachsen aber gelte

die Begrüßung „dem Deutschen Reiche, seiner wiedergewonnenen Einheit und seiner hoffnungsreichen Zukunft“.

Die Nation in Waffen, endlich vereint. Als besonders aufsehenerregend empfanden es die Zeitgenossen, dass der preußische König und deutsche Kaiser zum ersten Mal einen nicht-preußischen Teil der Armee besuchte – und das fünf Jahre nach der Reichsgründung.

1870 hatte die Kooperation der königlichen Heere von Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen den Sieg über Frankreich und damit die politische Einigung des Landes ermöglicht. Doch das Verschmelzen der verschiedenen Verbände zur Armee des Kaiserreichs erwies sich als schwierig und erfolgte Schritt für Schritt – symbolisiert durch die In-

KAISERMANÖVER

Wilhelm II. liebte es, sich bei Manövern unter die Soldaten zu mischen. Im Teutoburger Wald beobachtete er 1907 (mit ausgestrecktem Arm) das Übungsgelände. Der Ernstfall kam sieben Jahre später.



spektionsreisen des Kaisers. Wilhelm besuchte Truppen in Karlsruhe, Straßburg und Ludwigsburg. Eine Parade bayerischer Verbände sollte erst sein Nachfolger Wilhelm II. abnehmen.

Das Militär des Kaiserreichs steht gleich in doppelter Hinsicht für die schwierige Entdeckung der deutschen Identität. Im Innern verkörperte die Truppe die föderale Tradition. Nach außen aber wirkte sie zugleich als Schmiede eines einheitlichen Nationalgefühls.

Die allgemeine Wehrpflicht und die Möglichkeit für Bürgerliche, als sogenannte Einjährige freiwillig die Reserveoffiziersausbildung zu absolvieren, einigte die Deutschen im Dienst an der Waffe. Denn die anfangs etwa 600 000 Mann starke Truppe führte „Individuen aus allen Regionen des Reiches und aus allen Klassen der Bevölkerung“ zusammen, analysiert der Historiker Hans-Ulrich Wehler. Lange vor den Zeiten des Massentourismus machte die Versetzung eines Rheinländers nach Pommern oder eines Brandenburgers ins Elsass „die Nationsbildung konkret erfahrbar“.

Dabei galt das Militär vor der Reichsgründung 1871 als Garant der Kleinstaaterei, als Erfüllungsgelhilfe der antinationalen Restauration der alten Fürstentümer. Doch das Image änderte sich mit den erfolgreichen Einigungskriegen Otto von Bismarcks. Die Siege gegen die Dänen 1864, Österreich 1866 und Frankreich 1871 gruben den Kritikern des preußischen Militarismus das Wasser ab.

Plötzlich war das Militärische en vogue. Innerhalb der Bevölkerung hatte ein regelrechter Bewusstseinswandel stattgefunden – die Armee wurde zum Garanten für den Bestand des Reichs nach innen und außen.

In den ersten Jahrzehnten nach der Reichsgründung entstanden 30 000 örtliche Kriegervereine. Der Kyffhäuserbund organisierte nach der Jahrhundertwende rund drei Millionen Mitglieder. Die „Parole“, Zeitschrift des Deutschen Kriegerbundes, bejubelte 1889 „die Fortpflanzung der glorreichen Überlieferungen unserer Armee in das bürgerliche Leben“.

Anschaulich schildert der Historiker Jakob Vogel anhand der Militärfeiern und Paraden der Kaiserzeit, wie ein „nationaler Armeekult“ fern von den politischen Auseinandersetzungen „Kaiser und Ar-

mee als zentrale Integrationsinstanzen der Nation präsentieren sollte“. Galten die Paraden ursprünglich der Machtdemonstration des Monarchen auf dem Exerzierfeld, wurden sie zunehmend zu Veranstaltungen, die die breite Masse in ihren Bann schlug. Auf den Paradeplätzen wurden große Tribünen aufgestellt, die Presse berichtete. In Berlin gehörten die Paraden „Unter den Linden“ bald zum regelmäßigen Repertoire der Massenunterhaltung.

Das „Volk in Waffen“ wurde so zum Kristallisationspunkt der Nation. In ihrem Buch „Die kaserierte Nation“ beschreibt die Historikerin Ute Frevert, wie junge Rekruten in der „Schule der Männlichkeit“ den Dienst an der Waffe und für die Nation zugleich erlernten.

Für den Künstler August Macke zum Beispiel kam die Zeit beim Militär gerade recht. Daheim reichte das Geld nicht, und die Geliebte war schwanger. „Es hat etwas Großartiges, so nur für seine Gesundheit zu leben ein ganzes Jahr“, schwärmte der junge Maler genügend.

In seinem Bonner Infanterieregiment, zu dem er 1908 stieß, erlebte der 21-Jährige eine nahezu romantische Zeit. Das Marschieren schien die reine Wonne: „Unterwegs haben wir Äpfel von den Bäumen geklaut“, berichtete er. Abends ging es „von einer Weinkneipe in die andere. Die ganze Kompanie angeheitert, im Arm schöne Moselanerinnen“.

Selbst die Manöverberichte Mackes lesen sich eher wie Erzählungen aus dem Zeltlager. Nach dem Aufstehen „gießt einer dem anderen das kalte Wasser über den Leib, man isst Kommissbrot mit guter Butter und Honig ... dann geht's mit Musik hinaus an hohen Tannen vorbei“.

Der später berühmte Gelehrte Max Weber dagegen tat sich zunächst schwer mit dem Dienst fürs Vaterland. Der Sold war knapp, die Märsche lang, jeder Tag bei seinem Regiment schien eine Tortur. Über „entsetzlichen Stumpfsinn“ klagte der Mann, später einer der Mitbegründer der modernen Soziologie. Ständig müsse man „sich von den elendesten Halunken unzählige Frechheiten sagen lassen“.



DIENSTPFLICHT

Der Maler August Macke (oben, 1909) schwärmte von seiner soldatischen Ausbildung – und fiel 1914 im Feld. Max Weber, der spätere Soziologe, stöhnte über „entsetzlichen Stumpfsinn“ (als „Einjähriger“, 1883).





MÄNNERSACHE

Die Wehrpflicht betraf alle jungen Männer, und viele waren stolz, dem Vaterland zu dienen. Unteroffiziere holten – wie in Berlin 1909 – die Rekruten am Bahnhof ab und geleiteten sie in die Kaserne.

Auch als Korporalschaftsführer, der selbst Rekruten schinden konnte, entwickelte der dickliche Weber („zudem verzehrt ein Soldat ein Drittel mehr als ein Mensch“) kein entspannteres Verhältnis zum Barras. Zwar habe er sich „zwei bis drei Tage lang als Vorgesetzter bedeutend gefühlt“, aber dann seien „Bauchgrimmen und Appetitlosigkeit die einzigen Resultate einer gewissenhaften Korporalschaftsführung“ gewesen.

Doch je näher der begehrte Rang des Reserveoffiziers rückte, desto größer erschienen dem angehenden Akademiker die Vorteile des Dienstes für das Vaterland. Zufrieden berichtete er seinem Vater 1884 über den „erfreulichen“ Einfluss, den das „deutsche Militärwesen“ im annektierten Elsass auf „eine fremde, möglichst ablehnend sich verhaltende Bevölkerung“ ausübe.

So fand Deutschland, wie Karl Marx und Friedrich Engels spotteten, „seine Einheit in der preußischen Kaserne“.

Vor allem Wilhelm II., ab 1888 auf dem Thron, nutzte den Militärkult, um das Reich und seine eigene Stellung darauf zu festigen. Bei der „Zentnarfeier“ zum 100. Geburtstag seines Großvaters Wilhelm I. ließ Wilhelm II. am 22. März 1897 ein riesiges Reiterstandbild des Reichsgründers enthüllen. Die Hauptrolle – neben dem Kaiser selbst – spielten Veteranen des Einigungskriegs 1870/71, die einen Ehrenplatz neben dem Denkmal des verstorbenen Monarchen bekamen. Die Krieger- und Marinevereine durften den „Bürger-Festzug“ durch die Innenstadt anführen, der an die glänzende Militärparade angeschlossen.

Passend zum Festtag verfügte der Kaiser zwei symbolische Maßnahmen. Zu Militärparaden sollte künftig stets die sogenannte Kaiserhymne „Heil Dir im Siegerkranz“ gespielt werden. Und die deutschen Soldaten sollten nach dem Wunsch ihres obersten Dienstherrn an ihren Kopfbedeckungen einheitlich die schwarz-weiß-rote „Reichskokarde“ tragen – zusätzlich zu den Farben ihres jeweiligen Heimatlands.

Was die einen bejubelten, fanden die anderen abstoßend. Der Historiker Friedrich Meinecke erkannte rückblickend auf seine Jugend im Kaiserreich einen „merkwürdig penetranen“ Militarismus, der „auf das ganze bürgerliche Leben“ einge-

wirkt und „in keinem Nachbarland seinesgleichen“ gefunden habe.

Der Militarismus einte das Land nicht nur, er führte auch zu neuen Spaltungen. Entschlossen bemühte sich das Militär, den Einfluss des Bürgertums in der Truppe gering zu halten. Am liebsten zog man leicht zu drillende Bauernsöhne ein.

Sozialdemokratisches Gedankengut sollte möglichst ferngehalten werden. Immerhin habe die Armee in Planspielen der Monarchie immer auch als Rückversicherung gegen Arbeiteraufstände im Innern gedient, so der Historiker Gerhard P. Groß: „Erst die Marine musste auf Arbeiter zurückgreifen, weil die besser mit der modernen Technik der Schlachtschiffe zurechtkamen.“

Kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs wurde deutlich, wie groß die Spannungen zwischen Teilen der Gesellschaft und der alten Militärmacht in Wirklichkeit geworden waren. Im elsässischen Zabern beschimpfte der preußische Leutnant Günther von Forstner die Einheimischen als „Wackes“ – ein abfälliger Begriff für Elsässer, der sogar dienstlich verboten war. Als der kleine Vorgang im Herbst 1913 in der Lokalpresse öffentlich wurde, erwuchs daraus rasch eine regelrechte Staatskrise – denn das preußische Militär hatte auch noch ohne Rechtsgrundlage Verhaftungen in der erregten Zivilbevölkerung vorgenommen.

Die „Zabern-Affäre“ führte zu tumultartigen Debatten im Reichstag und sogar einem Misstrauensvotum gegen Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, doch das Militär blieb stur und sprach die angeklagten Offiziere in einem dubiosen Militärverfahren frei.

Ein Jahr später versammelte sich die Nation wieder einmütig um die kaiserliche Kriegsflagge. Die Sozialdemokratie schloss sich dem Burgfrieden des Kaisers an. Zwar marschierten preußische und bayerische Armeen noch getrennt an die Westfront, doch im Schützengraben verschwammen zusehends die Grenzen zwischen den Landsmannschaften. Vor dem Tod waren alle gleich.

„Kinder, wir haben in der Nacht gebetet“, schrieb August Macke im Spätsommer 1914. „Unser halbes Bataillon ist weg.“ Am 26. September fiel er in der Champagne, im Alter von 27 Jahren. ♦

Sedantag

Der Sedantag am 2. September war der inoffizielle Nationalfeiertag des Kaiserreichs, zur Erinnerung an den Sieg über Frankreich 1870/71. Das preußische Kultusministerium ordnete Festlichkeiten an Schulen und Universitäten an, Turnerschaften und andere Vereine marschierten durch die Straßen. Allerdings boykottierten viele Katholiken die Feierlichkeiten. Auch die Arbeiterschaft blieb abseits, obwohl 1895 Reichsbetriebe und Reichsverwaltung einen unbezahlten Urlaubstag gewährten.